Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (1999)

Heft: 3

Artikel: Ein Gespräch mit Hansjakob Schibler, Waisenvater und Marc B., einem Ehemaligen : ein ganz besonderes Heim

Autor: Ryser, Werner / Schibler, Hansjakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-843529

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Gespräch mit Hansjakob Schibler, Waisenvater und Marc B., einem Ehemaligen

Ein ganz besonderes Heim

Der Blick vom Theodorskirchplatz durch den Torbogen: Rechter Hand die gotische Kirche mit ihren hohen Fenstern. Geradeaus das Grosse Haus, das seinerzeit dem Bischof gehörte, später den Kartäusermönchen und heute dem Bürgerlichen Waisenhaus. Hinter den Butzenscheiben im ersten Stock, noch aus den Zeiten der Kartause, das Refektorium der Fratres, ebenerdig dasjenige der Patres. Zur Linken, das Lange Haus, wo im 18. Jahrhundert Sträflinge in den gegen den Hof offenen Tonnengewölben einsassen. Ein Blick in eine Welt, in der die Zeit stehen geblieben zu sein scheint.

Hinter der Kirche dann der Brunnen mit der vielfach gegliederten Säule, auf der Frau Caritas steht, mit drei Kindern: Das Kleinste trägt sie auf dem Arm, die beiden anderen hängen an ihren Rockzipfeln. Aus diesem Brunnen haben schon die Kartäuser getrunken. Frau Caritas allerdings wurde erst anno 1677 von einigen hohen Ratsherren auf die Säule gestellt, als Geschenk an die Waisenkinder und Zuchthäusler, die inzwischen im Areal Einzug gehalten hatten. Sie sollte die Bewohner wohl an die Barmherzigkeit der Behörden mahnen, die ihnen hier Unterkunft, Brot und Arbeit verschafften.

So wie heute mag es bereits vor 300 Jahren ausgesehen haben. Ganz gewiss aber vor drei Jahrzehnten, als ich zum ersten Mal den klösterlichen Hof durchquerte, um mich beim Waisenvater vorzustellen. Ich bin während der folgenden 14 Jahre täglich durch das grosse Tor zur Arbeit gekommen und es war jedesmal, als lasse ich die Welt hinter mir. Kein Zweifel: Ein Kloster, auch ein ehemaliges, kann einem Geborgenheit vermitteln. Aber was mag wohl ein Kind empfinden, das eintritt um hier zu leben?

Hj. Schibler: Viele unserer Kinder wurden in ihrem Leben verletzt, psychisch, vielleicht sogar körperlich, vor allem aber psychisch. So könnte es sein, dass sie die Mauern als Schutz empfinden. Mauern sind Symbol für Umschlossensein, aber auch Eingeschlossensein. Es ist ja eine Tatsache, dass Heimkinder immer wieder versuchen, davonzulaufen. Das ist bei uns nicht anders als in anderen Heimen, aber das Tor ist offen. Aus dem Waisenhaus kommt man immer hinaus. Das weiss jedes Kind, das bei uns lebt.

Marc B. – er ist heute 35-jährig – verbrachte einen grossen Teil seiner Kindheit und Jugend im Waisenhaus. Er erinnert sich an jenen Moment, als er zum ersten Mal unter dem Tor stand:

Marc B.: Ich sah den weiten Platz, die grossen Häuser mit den vielen Fenstern und fragte mich, hinter welchem ich wohl wohnen würde. Ich hatte Angst und fühlte mich verloren. Da gab es Mauern. Dass die auch schützend sein konnten, spürte ich erst viel später, als ich mich eingelebt hatte.

Schutz und Geborgenheit. In letzter Zeit hat das Waisenhaus Aussenwohngruppen eröffnet. Ob das wohl damit zu tun hat, dass eine moderne Pädagogik Klostermauern trotz allem als ungeeignet betrachtet?

Hj. Schibler: Wir müssen unterscheiden zwischen Jugendlichen und Kindern. Das klösterliche Gefühl nimmt man für diese grosszügige Anlage gerne in Kauf. Da ist ein Hof, wo man spielen und velofahren kann, da sind Spielplätze für Fussball und Basketball, eine Gärtnerei mit Tieren und vielem mehr. Als Heim für Kinder ist es ein idealer Platz. Bei Jugendlichen gelten andere Überlegungen. Bei ihnen geht es darum, sie selbständig werden zu lassen. Nach dem Heimaustritt gehen sie nicht mehr zu den Eltern zurück, sondern in eine WG oder in eine eigene Wohnung. Um Jugendlichen eine grössere Realitätsnähe zu bieten, haben wir diese Aussenwohngruppen eingerichtet. Sie müssen lernen, mit Nachbarn zu leben, an einer Strasse zu wohnen, selber einzukaufen. Vieles von dem, was eine moderne Pädagogik im Jugendbereich anstrebt, kann sich da besser verwirklichen.

Diese Kinder und Jugendlichen: Gibt es überhaupt Waisen im Waisenhaus oder ist bereits der Name des Heimes ein Etikettenschwindel?

Hj. Schibler: Der Name entstand im 17. Jahrhundert, in einer Zeit, wo es tatsächlich sehr viele Waisenkinder gab. Kriege und Seuchen dezimierten die Bevölkerung. Viele Mütter starben im Kindsbett. So sind dann diese Anstalten entstanden, in denen Kinder und erwachsene Sträflinge untergebracht wa-

ren. Man wusste sich bei elternlosen Kindern oft nicht anders zu helfen, als sie einzusperren. Ohne elterliche Führung verwahrlosten sie und wurden zum Teil kriminell. So wurde auch dieses Haus fast eine Art Gefängnis. Ferner gab es viele Kinder, die keinen Vater mehr hatten, so dass zuhause der Ernährer fehlte. Den Müttern, die wirklich schlecht dastanden, nahm man die Kinder einfach weg. Das gab es noch bis in unser Jahrhundert hinein. Halbwaisen gab es immer sehr viele, wirkliche Vollwaisen aber waren seltener. 1863 waren es 25 von 125 Kindern. Heute lebt bei uns noch ein Mädchen, dessen Eltern beide gestorben sind.

Also kaum Waisenkinder. Wer lebt denn hier und worin unterscheiden sich Kinder, die hier wohnen, von jenen, die zuhause sind?

Marc B.: Zuerst einmal glaube ich, dass die Kinder, die im Waisenhaus leben, nicht anders sind als die «draussen». Sie kommen ins Heim, weil die Verhältnisse zuhause nicht mehr intakt sind. Ein Elternteil fehlt und der andere ist nicht in der Lage das Kind zu erziehen. Im übrigen glaube ich, dass das Fehlen eines Elternteils schlimmer ist, sogar als ein vorhandener Vater, der mich die ganze Zeit schlägt. Ob man aber deswegen auffälliger wird? Wenn ich mein bisheriges Leben überdenke, so meine ich, dass ich genauso meinen Weg gemacht habe, wie wenn ich in einer vollständigen Familie aufgewachsen wäre.

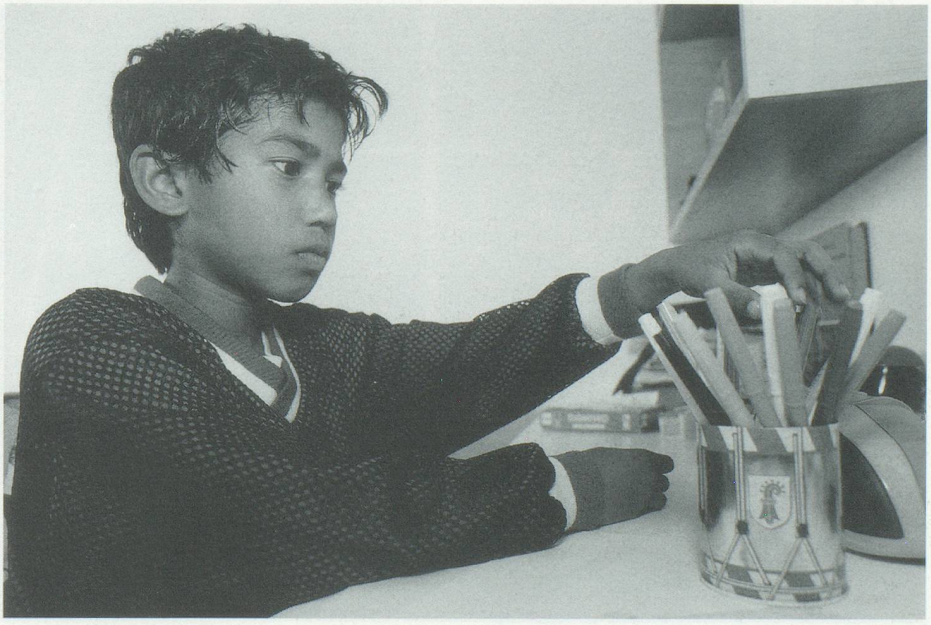
Also kein Unterschied zwischen Heimkindern und den andern?

Marc B.: Doch natürlich. Das fiel vor allem in der Schule auf. Die andern, die nach Hause gehen durften zu Mami und Papi, die mit ihnen auch in die Ferien konnten, während wir ins Waisenhaus mussten. Bei uns gab es Milch, Tee, Brot und Äpfel. Die vielen kleinen Süssigkeiten, die in einer Familie zur Tagesordnung gehören, waren für uns ein Luxus. Wenn man als Kind darüber nachdachte, dann tat das schon weh... Schlimm war, dass man nicht darüber sprach. Man schluckte es herunter. Gerade in einer Bubengruppe. Da hiess es «stark» sein, was bedeutete, dass man keine Schwächen zeigen durfte. Natürlich war einem oft ums Heulen. Das machte man dann, wenn überhaupt, allein für sich im Zimmer.

Hj. Schibler: Gemessen am Ganzen, leben sehr wenige Kinder in einem Heim. Ihre Zahl hat im Verlaufe dieses Jahrhunderts ständig abgenommen. Allein seit den Siebzigerjahren fast um die Hälfte. Wir haben es hier mit normal begabten Kindern zu tun, also mit Kindern, die zunächst nicht speziell auffallen, wenn man sie im Verband mit anderen Jugendlichen sieht, wie das beispielsweise bei Behinderten der Fall ist. Der Umstand, dass sie in einem Heim aufwachsen, hat damit zu tun, dass sie in einer Familiengemeinschaft leben, die nicht in der Lage ist, die Verantwortung für sie zu übernehmen und ihnen zu geben, was sie brauchen. Dafür gibt es die externe Unterbringung. In diesem Zusammenhang wäre ferner von einer Dunkelziffer zu sprechen, von jenen Kindern nämlich, für die es gar nicht schlecht wäre, wenn auch sie im Heim leben könnten, bei denen aber niemand eingreift.

In der Tat registriert man seit Jahren einen Rückgang der Heimplazierungen. Die stationäre Unterbringung von Kindern ist eine unpopuläre Massnahme. Dazu kommt, dass die Heime, ähnlich wie die Spitäler, von Seiten der Behörden, die sparen wollen, einem grossen Belegungsdruck ausgesetzt sind. Wer nicht den geforderten Auslastungsgrad erreicht, muss damit rechnen, dass Plätze gestrichen werden. An diesem Kampf um hohe Belegungszahlen nehmen auch Tagesheime teil, die ebenfalls verhaltensauffällige Kinder aufnehmen, ohne über eine geeignete Infrastruktur und die entsprechenden personellen Ressourcen zu verfügen. Erst kürzlich wurde in Basel ein traditionsreiches Kinderheim aufgehoben. Ein Aussenstehender erhält den Eindruck, dass unter den Heimen ein gnadenloser Kampf ums Überleben entbrannt ist. In Heimleiterkreisen wird behauptet, die Kinder, mit denen man es zu tun habe, seien schwieriger als vor zehn oder zwanzig Jahren. Dazu ist allerdings zu bemerken, dass Pädagogen das schon vor 30 Jahren festzustellen glaubten, vermutlich auch früher.

Hj. Schibler: Nun gut, schon Sokrates hatte sich bekanntlich über die damalige Jugend genervt und gefunden, dass es schlimm sei, wie sie sich entwickle. Aber ich denke, der Individualismus der ein Merkmal unserer Gesellschaft ist, zeigt sich auch in der Heimerziehung. Ich glaube einfach, dass die heutige Gesellschaft Kindern die Möglichkeit bietet, ihr Sosein extensiver auszuleben. Es ist ja nicht so, dass die Welt immer schlechter geworden ist. Unsere Anforderungen für die Betreuung dieser Kinder sind gestiegen. Wenn man ihnen wirklich gerecht werden will, dann ist der Aufwand grösser. Man sollte bei der Beschreibung der Kinder auf entwertende Ausdrücke verzichten. Neuerdings wird oft der Ausdruck «verhaltensoriginell» gebraucht...

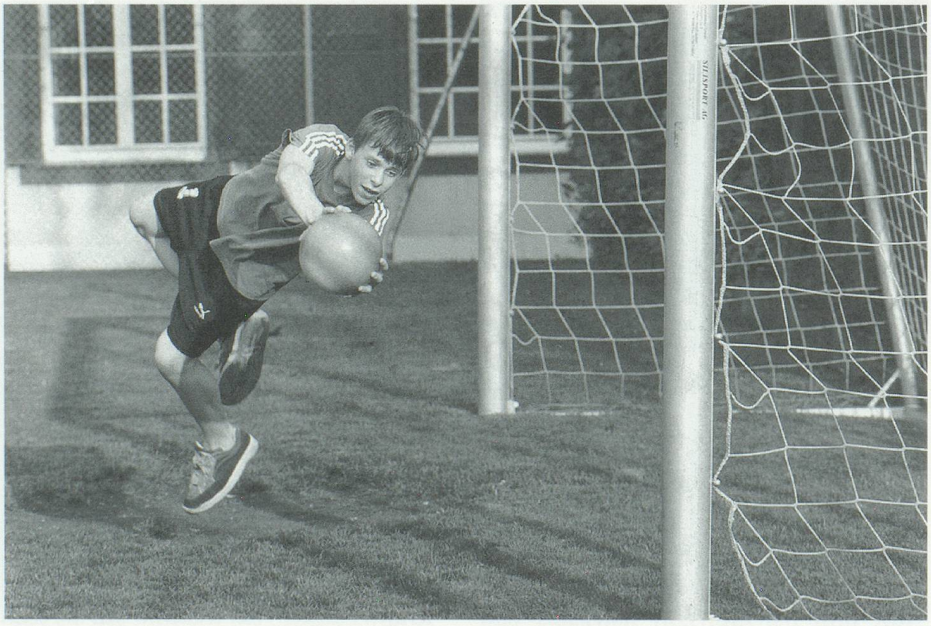


Verhaltensoriginell – unsere Gesellschaft hat eine besondere Fähigkeit entwickelt, für problematische Sachverhalte politisch korrekte Umschreibungen zu erfinden. Legendär ist der Ausdruck «vertikal und horizontal herausgefordert» für kleingewachsene, respektive dicke Menschen. Dabei ist das Verhalten von Kindern, die in einem Heim leben, für uns Erwachsene schwierig. Nicht das Kind, aber eben – sein Verhalten. Das war schon immer so. Das Verhalten eines überdurchschnittlich aggressiven oder depressiven Kindes ist schlicht schwierig, und ob man das nun verhaltensoriginell oder verhaltensauffällig nennt, ist belanglos. Ein guter Pädagoge versteht, warum es soweit gekommen ist, er kämpft darum, dieses Verhalten zu verändern, um das Kind – pardon – fit für diese Gesellschaft zu machen, damit es in ihr bestehen kann. Aber dahinter steht Wissen, harte Arbeit und Engagement. Die Anforderungen an Sozialpädagogen haben sich in der Tat verändert. Noch in den Siebzigerjahren gab es hier im Waisenhaus Erzieherinnen, die über keine fachspezifische Ausbildung verfügten, die aber ihr ganzes Leben, 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr, für die Kinder da waren und das – wenigstens bis zur baselstädtischen Lohnrevision – für ein sehr geringes Entgelt.

Hj. Schibler: Das gibt es heute kaum mehr. Man spricht Leuten, die sich derart hingeben, meist die Professionalität ab. Sie arbeiten anders als ein ausgebildeter Sozialpädagoge. Trotzdem können solche Leute bei den Kindern enormen Erfolg haben. Aber sie passen nicht mehr in unsere Zeit.

Marc B.: Bei diesen Erzieherinnen von der «alten Schule» herrschte jene «Zucht und Ordnung», in der das Individuum wenig Platz hat. Diese Frauen hatten strenge Normen und Werte, an die man sich anzupassen hatte, und auf diejenigen, die sich nicht ihren Prinzipien unterwarfen, wurde Druck ausgeübt. Für die jüngeren, geschulten Erzieher, die ich später erlebte, war das Kind wichtiger als das Prinzip. Sie nahmen sich Zeit, mit einem an einen Tisch zu sitzen, um herauszufinden, weshalb man sich so und nicht anders verhielt. Ich fühlte mich von ihnen mehr verstanden.

Damals, das heisst vor 25 bis 30 Jahren, wurden diese Frauen von den Kindern mit «Tanti» angesprochen. Den Waisenvater nannten alle «Vater», auch die Angestellten. Seine Frau war die «Mutter», der Chef der Handwerker war der «Meister». Es gab einen Schreiner im Heim, einen Schuhmacher, man hatte einen Gärtner, das Küchenpersonal und die Frauen in der Wäscherei. Man war eine Art Grossfamilie und alle waren Teil des pädagogischen Konzeptes, wie man das heute nennen würde. Wenn ein Kind in seiner Gruppe Kummer hatte, konnte es vorkommen, dass es zu einer oder einem von ihnen ging, um sich trösten zu lassen. Es war, wie gesagt, ein sehr familiärer Betrieb. Gibt es so etwas wie Heimweh nach dieser Zeit?



Hj. Schibler: Nein, obwohl ein Teil dieses Geistes noch immer spürbar ist. Natürlich sprechen Kinder auf eine solche Atmosphäre an und so lange der Schreiner ein Kind einfach tröstet, ist das sehr schön. Heikel wird es aber dann, wenn das Kind zu erzählen beginnt, was es soeben erlebt hat und der Schreiner oder wer immer Partei ergreift und findet, «wie sind die gemein zu dir, du armes Kind». Natürlich sind wir bestrebt, auch die «Nicht-Sozialpädagogen» im Heim ins Konzept einzubinden, so dass sie sehen, dass man Konflikte auf diese Weise nicht lösen kann. Man muss wissen, dass unsere Kinder auf der Beziehungsebene missbraucht wurden. Sie entwickelten daraus ihre eigenen Strategien. Sie lernten auch, wie man Erwachsene hintereinander bringt. Sie sind ja nicht nur Opfer. Meistens lernt ein Opfer in seiner Rolle wieder das beste aus seiner Situation zu machen. Das ist überlebenswichtig. Doch ich erwarte von jedem Angestellten, sei er nun in der Wäscherei oder in der Gärtnerei, dass er, wenn er mit den Kindern Kontakt hat, mit dieser Tendenz umgehen kann.

Marc B.: Für mich waren die Handwerker wichtig. Man konnte bei ihnen sein, ohne dass dabei ein «pädagogisches Klima» entstanden wäre wie in der Gruppe. Man konnte zum Beispiel in der Schreinerei einfach einmal eine Stunde oder zwei für sich sein und etwas für sich machen.

Wie gesagt: Ich selber habe das Waisenhaus in jenen Jahren gut gekannt. Ich habe die Geborgenheit empfunden, die es vermittelte. Aber da war auch etwas anderes. Bestimmte Probleme wurden ungern oder überhaupt nicht wahrgenommen, sie wurden schlicht verdrängt. Dazu gehörte beispielsweise, dass Drogen konsumiert wurden, oder – was damit zusammenhing – dass einzelne Buben auf den Homosexuellenstrich ins Theodorspärkchen gingen.

Marc B.: Das ist schon so. Bei uns waren es noch nicht Drogen, bei uns

war es das Rauchen. Ins Theodorspärkchen sind auch einzelne gegangen. Bei einem aus meiner Gruppe bin ich sogar mitgegangen. Ich habe vor dem Park gewartet, bis er wieder herauskam und dann haben wir zusammen das Geld verputzt. Damit erkaufte er sich meine Freundschaft. Untereinander hat man von diesen Sachen gewusst, aber es wäre mir nie in den Sinn gekommen, das einem Erwachsenen zu erzählen. Ich hatte den Eindruck es gelte, was man totschweigt gibt es auch nicht. Doch hier ist das Heim nichts anderes als ein Spiegel der Gesellschaft.

Wie stellt man sich heute gegenüber diesen Dingen und werden sie thematisiert?

Hj. Schibler: Ich glaube, Erziehung, Sozialpädagogik kann man heute nicht mehr anders verstehen, als dass man über alles sprechen können muss. Dies ist der Ansatz, und jeder, der dies fordert, muss auch bereit sein, die Flecken auf der eigenen Weste wahrzunehmen. Professionelle Erziehung heisst, dass man ein Klima der Offenheit schaffen muss, in dem diese Dinge angesprochen werden können. Wir reden hier über Tabus. Jede Zeit und jede Gesellschaft hat ihre Tabus. Waren es damals der Drogenkonsum und der Bubenstrich, ist es heute der sexuelle Missbrauch von Erziehern gegenüber Kindern. Wenn ich gefragt würde, ob es das in unserem Heim gibt, würde ich sagen: «Nein, das glaube ich nicht». Aber eben, wenn ich mit offenen Augen durch die Welt gehe, höre und sehe, was es immer und überall gibt, dann muss ich sagen «ich weiss es nicht». Und wenn ich etwas nicht weiss, dann ist es eben ein Thema das ich nicht einfach verdrängen darf, sondern dranbleiben muss, auch wenn mir nur schon der Gedanke daran unangenehm ist. Ich kann mir vorstellen, wenn heute in der Zeitung steht, dass im Waisenhaus mit Heroin gedealt worden sei, dann ist das zwar schlecht, aber es kostet uns nicht einfach Kopf und Kragen. Aber ich glaube, ein Heim, von dem bekannt wird, dass es Erzieher gibt, die Kinder sexuell missbrauchen, hat ganz grosse Probleme bei den Behörden und in der Öffentlichkeit. Und deshalb will man am liebsten gar nicht daran denken, denn das darf nicht sein. Und trotzdem gilt, dass man sich in der Heimerziehung jedem Thema stellen muss.

Die Frage, die mich im Gespräch mit Marc B. am meisten beschäftigt: Wie erlebt er heute, als Erwachsener, die Rückschau auf seine Waisenhauszeit.

Marc B.: Ich gehe heute gerne wieder zurück, ich spaziere gerne durchs Areal aber es gibt Erlebnisse, die haben tiefe Wunden hinterlassen. Mein Leben ist geprägt durch die Jugend im Heim. Ich fühlte mich – inmitten von vielen Kindern – oft einsam. Ich musste lernen mich in einer Bubengruppe durchsetzen. Das ging manchmal nicht ohne Brutalität ab. Es gab jenseits der Erwachsenen eine Welt der Kinder, in der es um Macht ging, man musste seinen Platz erkämpfen und ihn verteidigen. Nach meinem Austritt mied ich das Heim sicher fünf Jahre lang. Und dann, in einer Silvesternacht, sass ich auf der Mauer beim Gartenpavillon und blickte auf den dunkeln Rhein. Ich wurde überschwemmt von Erinnerungen: guten und weniger guten, und seither bin ich mit jener Zeit versöhnt und kann gelassener über sie nachdenken.

Die Entwicklung der letzten 30 Jahre hat viel bewegt: in der Gesellschaft und damit auch in der Heimerziehung. Die seinerzeitige Geborgenheit, das war die schöne Seite, zu der – offenbar als Zwillingsschwester – dann eben auch die Verdrängung gehörte. Heute, scheint es, sei die Heimerziehung offener geworden und toleranter, habe aber – bedingt durch die härtere Konfrontation mit der Aussenwelt ein Stück Geborgenheit aufgeben müssen.

Wenn man einen noch grösseren Zeitraum überblickt, jenen von 1401, als die Kleinbasler Kartause gegründet wurde bis heute, dann wird bewusst, dass dieses Areal eine lange und bewegte Geschichte hat. Es gab hier ein Kloster, das während der Reformationszeit in einen hundertjährigen Dornröschenschlaf, dann kam das Zuchthaus und die Arbeitsanstalt, schliesslich ein Heim, das sich im Verlaufe von drei Jahrhunderten zur modernen sozialpädagogischen Institution entwickelte.

Diesem Heim gelang es, immer wieder zu überleben, in dem es sich neuen Erkenntnissen nicht nur anpasste, sondern sie auch vorwegnahm. Das Waisenhaus führte als erstes Heim in der Schweiz das Gruppensystem ein, es praktizierte früher als andere die Koedukation, es hob die Heimschule auf und schickte die Kinder in die öffentlichen Schulen, es gründete eine Ausbildungsstätte für Heimerzieher; es war also immer sehr lebendig. Heute stehen wir vor der Tatsache, dass das Areal mit der rückläufigen Belegung schlecht genutzt wird. Man hat dies erkannt, man öffnet sich anderen Institutionen. Pro Senectute bringt ab September 1999 täglich ältere Sportlerinnen und Sportler in die Gymnastikhalle und in die Cafeteria, die Musikwerkstatt hat sich eingemietet – es tauchen Parallelen zum Klingental auf, das auch einmal ein Kloster war, später eine Kaserne und heute ein alternativer Kulturtreffpunkt. Wird die

Zukunft der ehemaligen Kartause in eine ähnliche Richtung gehen?

Hj. Schibler: Es ist schon die Idee, dass hier etwas Lebendiges entsteht, ein Ort, an dem sich verschiedene Generationen treffen sollen, dass hier Leute arbeiten, wohnen oder einfach das Leben geniessen dürfen. Im Zusammenhang mit dem finanziellen Druck unter dem wir stehen, stellt sich natürlich die Frage, was sich von dem realisieren lässt. Eine zweite Frage ist die Entwicklung des Zusammenlebens von verschiedenen Institutionen. Die Kernaufgabe ist nach wie vor die Heimerziehung. Ob die Sozialisierung und Stabilisierung unserer Kinder durch diese Öffnung innerhalb des Areals so gefördert wird, wie wir das erhoffen, bleibt abzuwarten. Die Vorstellung, dass dadurch sozialer Reichtum gefördert wird, also der Umgang mit verschiedenen Menschen auf einer Ebene, auf der man sich gegenseitig achtet, respektiert und ergänzt, wo man gibt und empfängt, das könnte ein enorm guter pädagogischer Ansatz sein.

Der Leitgedanke für die nächsten zehn, zwanzig Jahre ist es, dass auf dem Areal des Waisenhauses 40 bis 60 Kinder ein Zuhause haben sollen, in dem sie leben und grosswerden dürfen. Das bleibt die Hauptaufgabe und das ist anders als in der Kaserne. Dort liess man etwas wachsen – «entstoh lo» war das Motto. Die Öffnung des Waisenhauses für andere Institutionen geht von der Vorstellung aus, dass sich die Menschen im Zusammenleben gegenseitig beeinflussen – oder eben: erziehen müssen. Das Waisenhaus gehört den Kindern und Jugendlichen, die dort leben und die anderen, die neu in dieses wunderschöne Areal kommen dürfen, die Leute von der Musikwerkstatt und die älteren Menschen von der Pro Senectute sind gewissermassen ihre Gäste.

Kischtli und Kischtli-Revue

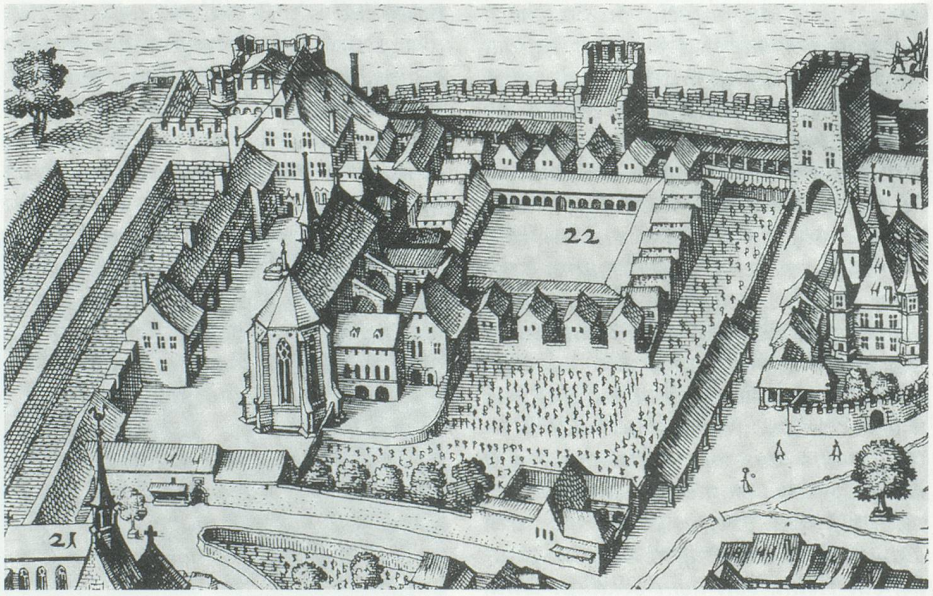
nennen die Kinder und Ehemaligen schon seit Generationen das Waisenhaus. Woher das Heim diesen Namen hat, weiss man nicht so genau. Vermutet wird allerdings, dass er damit zu tun hat, dass das Waisenhaus bis 1806 auch als Gefängnis – als Kischte eben – diente. Wie dem auch sei. Der Name Kischtli, er wird übrigens durchaus liebevoll verwendet, ist ein fester Begriff, so fest sogar, dass die Zeitschrift der ehemaligen Heimkinder, die heute längst bestandene Männer und Frauen sind, den Namen Kischtli-Revue trägt. Die Kischtli-Revue, dies nebenbei, berichtet über die guten (und weniger guten) alten Zeiten und über die neuesten Entwicklungen im Waisenhaus – pardon: im Kischtli.

Interview: Werner Ryser

Ein Leben für Gott in Stille und Einsamkeit:

Die Kartause im Minderen Basel

31. Mai 1487, Pfingsten. Es war einer jener Tage, von denen man in Basel noch lange sprechen würde. Ein junger Mann aus bester Familie hatte sich entschlossen, in den Kartäuserorden einzutreten. Begleitet von seinen Verwandten und Freunden, aber auch von einer Menge Neugieriger, ging er über die Mittlere Rheinbrücke, flussaufwärts zur Kartause, wo man ihn einliess und er seine Kleider mit der weissen Mönchskutte tauschte. Hinter ihm schloss sich das Tor. Draussen hörte man die Patres einen Psalm singen, während sie den neuen Novizen zu seiner Zelle geleiteten. Die Freunde und viele Umstehende weinten. Hieronymus Zscheckenbürlin hatte auf all das verzichtet, was das Leben für ihn bereitgehalten hatte.



Merianplan der Basler Kartause (1615)

Seine Bekehrung kam überraschend. Sie machte den Plänen seiner Familie einen Strich durch die Rechnung. Man hatte dem hoffnungsvollen jungen Mann die Leitung der familiären Geschäfte anvertrauen wollen. Die Zscheckenbürlins – der Name lässt sich laut Jacob Burckhardt vom italienischen Ceccopieri ableiten – waren offenbar aus der Lombardei zugewanderte Grosskaufleute. Sie besassen neben Bergwerken und einer Bank auch einen Laden in der Stadt. Selber mussten sie längst nicht mehr von ihrer Hände Arbeit leben. Der Vater, Johann Zscheckenbürlin, gestorben 1477, war Oberstzunftmeister gewesen und der Sohn hätte seinen Sitz im Rat ein-

(Fortsetzung siehe Seite 9)